

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 9

Artikel: Der Dieb
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068958>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Dieb

Erzählung von Peter Kilian

Illustration von P. Monnerat

Der Mann war nicht eigentlich betrunken, aber auch nicht mehr ganz nüchtern. Ich bemerkte dies erst nach einer Weile an seiner Geschwätzigkeit und der gutmütig-anmaßenden Art und Weise, mit der er sich mir anbot. Seine Augen, dies sah ich ebenfalls erst nach einer Weile, waren klein, lebhaft und glänzend. Er hatte sich ungeniert neben mich gesetzt und nach einer kleinen, gewissermaßen präludierenden Pause ein Gespräch angefangen. Dabei hatte er mich angeblickt wie einen alten Bekannten, fast so, als hätten wir uns lange nicht mehr gesehen. Zuerst plauderte er vom Wetter und kritisierten dann ohne Übergang das amerikanische Staatsoberhaupt. In der Folge offenbarte er mir die Wirtshauserkenntnis, daß alle Berufspolitiker Be-

trüger, Volksbeschwindler und Gauner seien. Da ich ihn nicht um eine Begründung dieser Behauptung bat, blickte er mich leicht verdutzt an und kam auf die Teuerung zu reden, und daß sich ein gewöhnlicher Mensch nichts mehr leisten könne. Gleich darauf äußerte er sich mit aller Bitterkeit über die übel verpanschten Weine, die man in den Wirtslokalen vorgesetzt bekomme. Daß er immer allein sprach, bekümmerte ihn nicht im geringsten; im Gegenteil, er hatte wohl eine solche Gelegenheit gesucht und schwatzte darauflos, daß es eine Art hatte und was ihm gerade einfiel. Ich versäumte bei dieser einseitigen Unterhaltung zwar nichts, war aber doch von der Unverfrorenheit des Mannes mehr peinlich als unangenehm berührt. Nach einer Weile hörte ich ihm

jedoch schon aufmerksamer zu; er begann mich zu interessieren, wohl weil mir selber die Gabe des «Herzausschüttens» in dieser krankhaften Weise fehlt. Übrigens wartete ich auf den Zug und hatte noch eine ganze Stunde in dem kleinen Bahnhofrestaurant zu verbringen. Es kam darum auch nicht so darauf an, ob ich nun dem geschwätzigen Mann zuhörte oder nicht. Der Nachmittag ging zu Ende, draußen fiel ein warmer, sehr ausgiebiger Landregen, der nun schon seit Stunden ohne Unterbruch andauerte.

Es stellte sich bald heraus, daß ich in dem Mann einen Reisenden vor mir hatte, oder vielmehr einen Hausierer; man muß da wohl gewisse Unterschiede machen. Er hatte an diesem Nachmittag schon mehrere Wirtschaften besucht, verwünschte gelegentlich auch saftig den prächtigen Landregen, der ihm, wie er behauptete, seine «Tour» versalzen habe.

Er mochte etwa vierzig Jahre alt sein, vielleicht aber auch etwas mehr; denn seine Haare waren schon stark ergraut. Das Glas führte er ziemlich oft mit einer Gebärde zum Munde, die deutlich verriet, daß er dem Wein ergeben war. Er machte den Eindruck eines Menschen (um es kurz zusammenzufassen), der zwar im Leben nicht gerade vom Glück begünstigt worden war, aber doch mit seinem Schicksal nur aus lauter Gewohnheit haderte, eines Menschen, der von der Hand in den Mund lebt, wie man so sagt, und sich dabei am behaglichsten fühlt.

Nun geschah es, daß am benachbarten Tisch ein dicker, glatzköpfiger Mann seine Zeche bezahlte. Während er mit der hübschen, molligen Serviertochter freundlich plauderte, fiel ihm, ohne daß er es bemerkte, eine größere Note aus der Brieftasche. Die Serviertochter bückte sich rasch und anmutig, nahm die Note auf und gab sie dem Herrn lächelnd zurück. Dieser betrachtete sie verwundert, lobte dann ihr hübsches Aussehen, zahlte dann seine Zeche und übergab ihr ein ansprechendes Trinkgeld. Hierauf erhob er sich schwerfällig ächzend und verließ langsam das Restaurant.

Wie eine Pantomime fast, hatte sich diese kleine, unbedeutende Episode vor unsern Augen abgespielt. Mein unbekannter Tischnachbar war mit einemmal verstummt und blickte noch gänzlich abwesend ins Leere, als der dicke Herr die Halle längst verlassen hatte.

Dann aber schien er wie aus einem Traume zu erwachen, griff gedankenlos nach seinem Glas und nahm einen guten Zug. Er blickte mich vielsagend an, stellte das Glas ab, wobei er leicht zitterte, und sagte: «Das war jetzt doch verflixt merkwürdig, wirklich verflixt merkwürdig...»

«Was finden Sie merkwürdig?» fragte ich verwundert.

«Der Mann da vorhin hat mich an ein verflixt unangenehmes Erlebnis erinnert», antwortete er. «Komisch... und ausgerechnet heute! Wie lang ist das nun schon her?» Er blickte sinnend zur Decke und legte wie ein Kind seinen Zeigfinger auf den Mund. «Gute fünf Jahre schon. Mein Gott, wie die Zeit vergeht! Nicht zu glauben. Plötzlich ist man ein alter Mann und muß sich auf das Abschiednehmen vorbereiten...»

Ich betrachtete den Reisenden oder Hausierer nun schon aufmerksamer; er erschien mir auf einmal nicht mehr so banal, als ich die eigentümliche Mischung von Furcht und Ironie in seinen Augen sah, die ihm der Gedanke an sein Altern und die schnelle Vergänglichkeit unseres Daseins einflößte.

«Warum fanden Sie den dicken Herrn von vorhin so merkwürdig?» wollte ich wissen, und auf diese Frage schien er nun wie auf ein Stichwort gewartet zu haben. Immerhin vermute ich, daß er mir sein Erlebnis auch ohne meinen neuerlichen Anstoß erzählt hätte.

«Ja», sagte er, «die kleine Szene von vorhin hat mich wieder an eine verflixt unangenehme Geschichte erinnert. Lang habe ich nicht mehr daran gedacht, und nun ist mir wieder, als sei es kaum ein paar Tage her. Sehen Sie (er rückte näher), ich war gewiß immer eine ehrliche Haut, wie man so sagt. Ich bin es auch heute noch, und jedermann kann das

Ihnen bestätigen. Nicht das geringste habe ich auf dem Kerbholz, ich meine nach außen gesehen. Ich bin nicht vorbestraft, und meine Polizeibußen sind ganz harmloser Natur. Ich verkaufe meine Ware recht und schlecht und fordere dafür bei Gott nicht mehr als meine Spießgesellen; im Gegenteil, ich bin ein schwacher Mensch, und meine Gutmütigkeit hat mir schon manch schönes Geschäft verdorben. Wissen Sie, wenn ich zum Beispiel einer geplagten Hausfrau, die mit dem Rappen rechnen muß, ein Stück Seife oder irgendeine Neuheit aufschwatze, dann würgt es mir manchmal schier das Herz ab, und ich gehe von selber mit dem Preis hinunter, damit ich verkaufen kann und nachher kein schlechtes Gewissen habe. So bin ich nun einmal — da kann man nichts dagegen tun. Der eine hat eben das Glück, daß ihn nichts rührt außer seinem Geldsack, und der andere ist zufrieden, wenn er sich gerade so durchs Leben schlängelt.»

Er stockte, blickte mich dann fragend an, wie um sich zu überzeugen, ob ich auch wirklich seiner Meinung sei und in ihm einen Vertreter jener Menschen zu sehen vermöge, die immer den kürzern Teil in Händen halten. Dann nahm er wieder sein Glas auf, trank rasch und sagte: «Ich wollte Ihnen ja von diesem verflixten Erlebnis erzählen! Es ist jetzt ziemlich genau fünf Jahre her. Eine lange Zeit, mein Gott! Das Haar wird immer grauer, und die Zähne beginnen zu wackeln, und komisch ist das im Grunde ja wirklich nicht. Ich hatte eben mit meiner wandernden Feilträgerei angefangen; aus gesundheitlichen Gründen, müssen Sie wissen. Es ist, unter uns gesagt, ein schlimmer Beruf; aber mit einer dicken Haut bringt man sich durch, und wenn einer ein Fuchs ist und über Leichen gehen kann, bringt er es sogar weit. Ich könnte Ihnen Beispiele nennen, Sie würden staunen! In der ersten Zeit ging das verflixte Geschäft gar nicht gut. Es war zum Verzweifeln. Die Leute hatten kein Geld und ich nicht die geringste Erfahrung. Wissen Sie (er weitete beschwörend seine klei-



Die Stimme eines deutschen Schriftstellers, der nie Nazi war:

Uns dahin zu bringen, daß wir keine Kriege mehr führen *können*, ist ein mechanischer Vorgang, den Kapitulationsbedingungen und Reparationen zu bewerkstelligen vermögen. Zu erreichen, daß wir keine Kriege mehr führen *wollen*, ist ein geistiger Vorgang, den wir selber herbeiführen müssen. Er setzt voraus, daß Größe an ethischen Maßstäben gemessen wird. Solche Größe beweisen wir, wenn wir, statt uns ausdehnen zu wollen, uns auf uns selbst zurückziehen, um zu lernen, was Verantwortung und Verpflichtung gegenüber der Menschheit eigentlich heißt. Die wirklich Großen deutscher Nation haben sich im Kampf um Menschlichkeit, um Menschenwürde und Menschenrecht stets vorbehaltlos den Großen aller Nationen beigesellt. Jeder, der heute in den Ruinen nach einem Rest seiner Habe gräbt, begeht eine symbolische Handlung. Denn genau so müssen wir aus dem Trümmerhaufen aller menschlichen und sittlichen Werte, den der leider nicht nur erduldet, sondern auch geduldete Herr Hitler hinterlassen hat, ein verschüttetes, redliches und strebend bemühtes Deutschland ausgraben.

Was wir billigerweise von der Welt erwarten dürfen, ist nicht Hilfe, nicht Großmut oder gar Entgegenkommen, sondern Verständnis für die Arbeit derjenigen, die ihr Volk systematisch zur Überwindung seiner Fehler erziehen wollen.

Erik Reger

aus dem Buch «Vom künftigen Deutschland»

nen Augen), auf die *Psychologie* kommt es an! Psychologie ist alles. Man muß gewissermaßen psychologisch riechen, was die Leute wollen. Dann kann man ihnen auch das Geld aus der Tasche locken. Damals konnte es noch vorkommen, daß ich eine geschlagene Stunde auf eine Frau losschwatzte — und nichts verkaufte; heute weiß ich schon nach ein paar Minuten, ob ein Geschäft zu machen ist oder nicht. Psychologie! das ist es, was unsereiner haben muß. Ohne Psychologie ist man nur ein armer Laie in unserer Branche. Sie muß einem gewissermaßen im Blute stecken . . . (er lächelte ein bißchen dumm und selbstgefällig, und ich fragte ihn nicht, was er eigentlich unter Psychologie verstehe). Ich war damals in einer himmeltraurigen Lage, muß ich schon sagen; heute sieht ja alles rosig aus, aber in jenem Jahr hatte ich nichts zu lachen. Das Wasser stand mir buchstäblich am Halse. Es ist das keine Redensart, glauben Sie mir nur! Meine Frau hatte ausgerechnet ihr erstes Kind bekommen. Mein Gott, es war kein Freudenfest! Die Klinikrechnung war noch nicht bezahlt, außerdem mußte ich die Möbelraten stehen lassen und war keine Stunde sicher, wann mir der Händler den ganzen Hausrat wieder fortschleppte. Den Mietzins schuldete ich auch schon zwei Monate, und die Kündigung hatte ich bereits erhalten. Mit einem Wort: es war zum Heulen! Nur ein Wunder konnte mich noch retten, und dabei glaubt man doch in meinem Alter nicht mehr gern an Wunder . . . Nun befand ich mich an einem Abend in N. Kennen Sie das Nest?»

Ich verneinte.

«Das ist ja auch gleichgültig. Jedenfalls hatte ich einen meiner schlechten Tage; ein geradezu höllisch schwarzer Tag war es. Ich übernachtete in der „Krone“, das ist nämlich der einzige Gasthof dort; es blieb mir also keine andere Wahl. Als ich mich eingeschrieben hatte, sagte ich dem Wirte, daß ich bereits gegessen hätte, eine Lüge, die ich mir auch hätte ersparen können. Ich mußte ja jeden Rappen dreimal kehren, bevor

ich ihn ausgeben durfte. Für das armselige Zimmer hatte ich ganze zweieinhalb Franken auszulegen, und das einzige, was ich mir erlaubte, war ein Glas Bier. Man muß doch so tun, als ob. Die meisten Menschen sind nun einmal verlogen bis ins Mark. Man möchte doch gern den Anschein erwecken, als ob man *hätte*, als ob man begütert wäre, nicht wahr? Kein Mensch ist gern ein armer Schlucker, und wenn er es trotzdem ist, was ja nicht selten vorkommt, dann möchte er es doch wenigstens nicht auch noch scheinen.

Es war etwa sieben Uhr abends. Ich bestellte mein Glas Bier und war in einer verflixt schlechten Stimmung. Zwei junge Burschen waren noch im Lokal, die gekommen waren, um der Kellnerin den Hof zu machen. Dann waren noch drei gereifere Männer da, die Karten spielten. Mit meinem psychologischen Blicke sah ich natürlich sofort, daß sie schon seit Stunden am gleichen Flecke hockten. Sie hatten auch schon einige Flaschen geleert und waren in der allerbesten Stimmung. In einer geradezu aufreizend guten Stimmung waren sie. Der eine, das hatte ich bald heraus, war ein Viehhändler, der zweite vermutlich ein Handwerker aus dem Dorf und der dritte ein Geschäftsreisender; einer von meiner Gilde, nur mit einer besseren Kundschaft und einer höheren Meinung von sich selber.»

Der Erzähler unterbrach hier seine Geschichte, lachte eigentümlich vor sich hin, so wie leicht Betrunkene oft lachen, und führte dann wieder sein Glas an den durstigen Mund.

«Sie saßen neben mir», fuhr er fort, «der Viehhändler kehrte mir den Rücken zu. Da ich selbst auch gern Karten spiele, kiebitzte ich ein wenig, ich hatte ja sonst nichts zu tun. Und nun komme ich zur Hauptsache, passen Sie nur auf! Nach etwa einer halben Stunde war das Spiel zu Ende, und der Viehhändler hatte gewonnen. Sie legten die Karten weg, und gleich darauf schleppte das Mädchen eine große und mit kaltem Fleisch schwer beladene Silberplatte herein. Bei ihrem Anblick lief mir das Was-

ser im Munde zusammen. Ein armer Teufel, dachte ich neidvoll, muß sich die Füße wundlaufen und kann sich nicht einmal ein ordentliches Nachtessen leisten, und diese Dickwänste setzten sich nur hin und stopften sich den Magen voll. Mir wurde fast übel vom Zuschauen, und ich hatte schlimme Gedanken in meinem Kopfe. Stundenlang hatten die drei Karten gespielt und getrunken, dann haben sie eine Riesenplatte mit kaltem Fleisch, gemischten Salat und Essiggurken auffahren lassen, und ich mußte zuschauen, wie sie die leckern Sachen in sich hineinstopften; denn hungrig waren die Kumpane nicht. Da muß man doch grün werden vor Neid und Ärger! Mir wenigstens ist es so ergangen. Gewiß hatte der Viehhändler einem armen Schuldenbäuerlein die letzte Milchkuh aus dem Stalle geholt. Ich glaubte es ihm geradezu anzusehen, und auch die andern, so dachte ich in meiner üblen Stimmung, waren nur Tage-diebe . . . »

Der Hausierer seufzte tief, holte dann Atem und fuhr mit gerötetem Gesicht fort: « Und als sie dann mit ihrem Mahle zu Ende waren, da wollte der Viehhändler die ganze Zeche allein bezahlen. Für mich, der ich kein Geld hatte, war es ein unerquickliches Schauspiel, zuschauen zu müssen, wie die drei sich geradezu wild um die Zeche stritten. Jeder wollte sie auf sich nehmen; aber zuletzt fiel dann doch dem Viehhändler die Ehre zu. Die Serviertochter stand neben ihm und rechnete flink die Zeche zusammen. Es ergab ein ganz ordentliches Sümmchen, ich hätte damit einen Monatszins bezahlen können. Der Viehhändler schnaufte schwer, vermutlich litt er an Asthma, zog seine Brieftasche und öffnete sie. Ich bin gewiß nicht viel neugieriger als alle andern Menschen, und es geht mich ja auch wirklich nichts an, was andere in ihren Taschen haben. Damals aber habe ich wie ein Sperber geäugt und gesehen, daß da ein schönes Stück Geld beisammen lag. Ich mußte es ja sehen; denn der Viehhändler kehrte mir halb seinen Rücken zu. Und während er nun eine Note mit seinen

dicken Fingern ziemlich hastig herausklaubte, kam ungesehen eine andere mit, die sich rätselhaft löste, an seinem rechten, dicken Knie vorbeiflatterte und auf den Boden fiel. Der Zufall wollte es sogar, daß sie kaum eine Handlänge vor meinem Fuße landete. Außer mir aber hatte diese Landung niemand bemerkt.

Es war ja auch schon dämmerig in der Wirtsstube. Die zwei jungen Burschen hatten das Lokal vor einer Weile verlassen, und die Aufmerksamkeit der Serviertochter wurde vom Handwerker beansprucht, oder vielmehr, sie hatte sich mit beiden Händen seiner Zudringlichkeit zu erwehren. Im ersten Augenblick wollte ich mich bücken, die Note aufnehmen und dem Viehhändler, der schallend lachte, zurückgeben. Doch dann saß ich ein paar Sekunden wie gelähmt auf meinem Stuhl, tausenderlei Gedanken schwirrten durch meinen Kopf, und dann schob ich, wie von einer unsichtbaren Macht gelenkt, meinen Fuß unmerklich vor und deckte die gefaltete Note zu. »

Der Erzähler blickte mich wie gebannt an, nahm hastig einen tiefen Schluck aus seinem Glas und wurde plötzlich rot wie ein Kind, das man ertappt.

« Nun denken Sie natürlich, ich sei ein ganz gewöhnlicher Schuft gewesen! Das war nachher auch meine Ansicht. Aber denken Sie sich bitte in meine Lage hinein: keinen Verdienst, die unbezahlte Klinikrechnung, die Möbelraten und die gestundete Miete . . . Das ist viel auf einmal, und mir stand das Wasser am Halse! Und da fliegt eine Note, und zwar eine mit der schönen runden Zahl *Hundert* vor meine Füße. Niemand hatte es gesehen. Wie vom Himmel kam sie mir zugeflogen. Ich konnte einfach nicht anders handeln. Ich mußte meinen Schuh darauf legen, und dabei fror ich innerlich, und eine Gänsehaut lief mir über den Rücken. Immerhin, es war nur eine Geldnote von vielen andern gewesen, eine aus einer fetten Brieftasche. Das war doch ein Mensch, der Geld wie Heu gehabt haben muß, sonst wäre er nicht so leichtfertig damit umgegangen. Vielleicht denken Sie

jetzt, der Viehhändler müsse seinen Verlust doch bemerkt haben! Aber das war nicht der Fall; vielleicht hat er ihn nicht einmal später wahrgenommen.

Wie eine Gabe aus heiterem Himmel war mir der Schein zugeflogen, und ich nahm ihn auch als ein Zeichen des Himmels, so verrückt Ihnen das auch erscheinen mag. Ich bin eben Fatalist und nehme alles, wie es eben kommen muß. Das unberechenbare Schicksal hatte mir den wertvollen Fetzen Papier zugespielt, und ich glaubte, daß ich ihn niemals zurückweisen dürfe. Anderseits sagte mir eine Stimme, daß es vollendeter Diebstahl war. Jaja! Ich mag die Sache drehen und anschauen, wie ich sie nur will: vor den Menschen wird es immer Diebstahl sein. Und sehen Sie, darüber bin ich doch lange nicht hinweggekommen. Es gibt freilich Schlimmeres auf der Welt, und ich bin nur ein kleiner Halunke, aber halt doch ein Halunke; denn auf die Dimensionen kommt es ja schließlich nicht an. Heute wäre ich nämlich froh, wenn ich damals das Geld trotz meiner verflixten Notlage zurückgegeben hätte. Nicht weil ich Mitleid mit dem Viehhändler hatte, bewahre, davon kann keine Rede sein! Aber ich hatte Mitleid mit mir selber. Wochenlang hat mich mein Gewissen geplagt, und immer wieder mußte ich daran denken. In jener Nacht zwar habe ich gut geschlafen, und mit dem Gelde bezahlte ich die Miete; aber ein Dieb war ich halt trotzdem, wenn schon das Geld mir nicht die Finger verbrannt hat. Es war da noch etwas anderes, verstehen Sie! Und seither weiß ich auch, daß es so anfängt, genau

so wird man zum Betrüger und Gauner. Einmal ist keinmal, sagt man leichthin; aber das ist nicht wahr! Das ist sogar der dümmste Ausspruch, den ich je gehört habe. Wenn es nämlich *einmal* gelingt, dann geht es beim zweiten Male schon besser. Manchmal hatte ich einen geradezu unwiderstehlichen Drang, meine Gemeinheit wieder gutzumachen; aber nun sind es ja schon fünf Jahre her. Den Viehhändler habe ich nie mehr gesehen, und wenn ich ihm wieder einmal begegnen würde, könnte ich meine Gemeinheit doch nicht gutmachen. Ich habe nie so viel Geld auf einmal bei mir, und diese Art Mensch hat ja kein Gefühl für ein verfeinertes und empfindliches Gewissen. Höchstens lachen würde er und mich einen Dummkopf nennen oder Gauner schimpfen. Aber ein Gauner bin ich nicht, bei meiner Seel'! Ich handelte in Notwehr, und das ist etwas ganz anderes. Wenn einem das Wasser am Halse steht und man nicht mehr aus noch ein weiß, dann tut man Dinge, die vor dem bürgerlichen Gesetzbuch nicht bestehen können...»

Er verstummte fast erschöpft und blickte mich mit einem gequälten Gesicht an. «Sie sind der erste Mensch, dem ich diese Geschichte erzähle. Sie ist ja längst verjährt... Nicht einmal meiner Frau habe ich ein Wort davon gesagt! Und jetzt haben wir bereits drei Kinder, zwei Buben und ein Mädchen. Sorgen genug...» Er nahm die geleerte Halbliterflasche auf, schwenkte sie pöbelhaft hin und her und rief stur in das fast leere Restaurant hinein: «Fräulein!»